

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 14.

Dienstag, 18. Januar

1927.

Strandgut.

(10. Fortsetzung.)

Roman von W. Hied.

(Nachdruck verboten.)

Eines Tages geschah es, daß Pastor Dennert auf der Treppe ausglitt, stürzte und sich die Hüfte so schwer verletzete, daß an Amtieren fürs erste nicht zu denken war. Eine Zeitlang halfen ihm die Kollegen aus, dann schickte das Konsistorium zu seiner Vertretung einen frisch ordinierten Vikar, dem das zweite Amtsexamen noch bevorstand.

Gerhard Torade hatte bisher nicht mehr als die üblichen Pflichtenpredigten gehalten und betrat die Kanzel der Bollinger Kirche ein wenig erregt und sehr durchdrungen von Verantwortungsgefühl. Gewiß, die meisten Predigtworte fielen auf dorniges oder steiniges Land, aber wie manches Samentorn, so hatte auch manches Wort sein besonderes Schicksal. Ein günstiger Wind konnte das eine wie das andere an eine Stelle entführen, wo es Wurzel schlagen und Frucht tragen konnte, und in dieser Möglichkeit sah er dasjenige, was einem Manne Mut machen durfte, ein Pfarramt anzutreten. Sein Blick glitt über die sonnverbrannten verschlossenen Gesichter der wenigen Frauen und der noch kleineren Anzahl von Männern, und er fragte sich, ob seine kurze Wirksamkeit in Bollingen wohl irgend eine Spur hinterlassen werde. Der vergitterte, wappengeschmückte Herrschaftsstuhl der Kanzel gegenüber war leer. Karl-Otto erfüllte seine Anstandspflicht der Kirche gegenüber einmal jährlich am Karfreitag und Asta erklärte die Predigten junger Vikare für eine Angstpartie, der sie sich gern entzog. Es verdroß Torade, daß die Gutsheerrschaft von Hohenwarden den Bauern und Büdnern kein besseres Beispiel gebe, immerhin fühlte er sich zu einem Versuch verpflichtet, da er nicht wissen konnte, wie lange er hier bleiben werde. Er trug den korrekten Lutherzod, wie es sich gehörte. In der Großstadt, aus der er kam, stiegen die Pfarrer häufig in Sportanzügen und Widelgamaschen herum, das schien ihm schauderhaft, denn er hielt dafür, daß die Amtstracht in manchen Fällen tatsächlich einen gewissen Halt gewähre.

In der Einfahrt traf er Karl-Otto, die Flinte umgehängt, ein paar Rebhühner an der Jagdtasche.

Herr Vikar Torade, natürlich. Sehr erfreut. Bitte näher zu treten. Willst du raus, du Luder? Dies setzte galt einem Terrier, der es sich auf der Polsterbank der Halle bequem gemacht hatte.

Entschuldigen Sie mein sportsmäßiges Exterieur. Es ist aber gewissermaßen Berufsdrang, wie bei Ihnen der lange Rod. Kett, daß Sie sich leben lassen. In diesem Hause wird Ihnen übrigens das Leben nicht sauer gemacht werden. Für Taufe, Konfirmation und Trauung ist keine Veranlassung. Und fürs Begraben hoffentlich auch nicht.

Karl-Ottos Sozialität war mit den Jahren reichlich ins Kraut geschossen, und der Vikar schätzte ihn ohne weiteres als verbauerten Landjunker ein. Die Schwester war jedenfalls und zum Glück ein ganz anderer Typ, einer, den man in behaglichen Herrensitzen nicht oft findet.

„Eine unverstandene, unbefriedigte Seele“, dachte Torade mit einem Blick auf ihre feinen, etwas leidenden Züge und zarten, nervösen Hände. Sie bat ihn, Platz

zu nehmen und stellte einige Fragen, die sich aus den Verhältnissen ergaben. Anfangs klang durch ihren Ton etwas von der Leutseligkeit, von der auch der Inspektor und seine Frau zu reden wußten, doch der Vikar corrigierte das sehr bald, unmerklich aber sicher. Er war schlank gebaut und wirkte dadurch größer, als er eigentlich war, hatte tiefschwarze Augen, dunkles Haar und einen schöngeschnittenen Mund, mit sehr bestimmten Linien. Der Gesamteindruck seines Gesichtes war priesterlich ernst, fast ein wenig finster, und sein Wesen entsprach der äußeren Erscheinung. Interessant und in gewissem Sinne auch gewinnend, aber unbestimmte Scheu einflößend. Wenigstens fand Asta das. Dem nüchternen Karl-Otto schien er überspannt. Sicher gehörte er zu der neuen, ewig auf „Wirksamkeit“ verlesenen Sorte von Gottesmännern, die selber ruhelos, auch anderen keine Gemütlichkeit gönnen, ihm, Karl-Otto, war diese Sorte nicht sympatisch.

Jetzt knirschten Schritte auf dem Gartenties und Doralias kam die Verandastufen herauf. Sie hatte den ganzen Arm voll Astern, Gladiolen und Dahlien, denn es war ihr Amt, die überall herumstehenden Vasen zu versorgen. Das frische junge Gesicht und die leuchtenden Blumen paßten gut zu einander.

„Ich wollte dir sagen, Tante Asta“, sagte sie im Hereintreten, bemerkte den Fremden und stockte.

Herr Vikar Torade — meine Pflegetochter, Fräulein Kalumeit — stellte Asta vor, während angenehme Überraschung sich auf das Gesicht des Vikars malte. Selbst Großstädter, hatte er eine starke Abneigung gegen blasse, blutarme, nervöse wissende Großstadtmädel, wie sie einem heutzutage auf Schritt und Tritt begegnen, und der Mann in ihm freute sich unbewußt an Doralias gesunder Frische.

„Bist von Rosen dann umgeben, Selbst wie eine Rose jung“

dachte er, der seinen Goethe gut kannte. Es waren freilich in diesem Fall nur Herbstblumen, aber der Eindruck blieb derselbe.

„Was wolltest du mir sagen, mein Kind?“ fragte Asta.

„Daß der große Bronzeputer eingegangen ist, denke nur! die Mamsell erzählte es mir eben.“

„Nun, wir wollen versuchen, es mit Fassung zu ertragen“, lächelte Asta. Sie hätte gewünscht, daß Doralias diesem geistig bedeutenden jungen Mann gegenüber nicht gleich den Hühnerhof aufs Tapet gebracht hätte, ihm aber gefiel das; gesunde Bodenständigkeit sprach daraus, und er ging bereitwillig darauf ein. Als er sich bald danach empfahl, sagte er, er würde sich demnächst erlauben, ein vorhin erwähntes Buch über Jugendbewegung zu bringen, aber sein Blick ging unbewußt zu Doralias.

„Den werden wir baldmöglichst zum Tee einladen, Asta“, sagte Karl-Otto, als auch Doralias das Zimmer verlassen hatte.

„Wirklich? Das wäre ja wohl das erste Mal, daß ein Theologe es dir auf den ersten Blick angetan hat.“

„Mir hat er's nicht angetan. Aber die Lütje hat es ihm angetan; das ist wichtiger.“

„Du meinst?“

„Natürlich mein' ich, das war so klar wie Wurstsuppe. Und es wäre zweckmäßig, behöbe alle bewußten Schwierigkeiten mit einem Schlage. Aber natürlich, wenn das Feuer brennen soll, muß man Holz auflegen. Also laß den jungen Mann ein.“

Ein paar Tage später saß Torade am Bett des alten Pastors Denneri, der mit eingegipstem Bein dalag und diese Prüfung, wie alles, was ihm im Leben begegnet war, mit Humor und Gelassenheit ertrug. Der Vikar war gerade vom Besuch einer Kranken heimgekehrt, deren geistige Taubheit noch größer gewesen war als ihre physische, und er erregte sich darüber mit zornigem Eifer.

„Diese animalische Dumpfheit, diese Verschlossenheit gegen das Göttliche, das allein das Leben wert macht, ist mir eben so widerlich als unverständlich. Ich hatte geradezu das Gefühl gegen eine Wand anzureden.“

„Vielleicht verstand nur Mutter Cordes Ihr Hochdeutsch nicht?“

„Ich sprach so laut und langsam wie ich konnte. Daran lag es nicht. Ihre Seele gab keinen Widerhall. Ihr genügt es, wenn die Sau ferkelt und die Kartoffeln geraten. Schrecklich! Für Menschen mit flügellosen Seelen, die kein Heimweh kennen, und kein ewiges Ziel, hab' ich keine Rücksicht.“

Der alte Pastor wiegte den Kopf.

„Ich bin ein so unverbesserlicher Optimist, daß ich, solange mir niemand das Gegenteil klipp und klar beweist, immer an ein, wenn auch noch so schwacher Gottesfunklein in jedem Menschen glaube. Eine mächtige Glaubensleuchte kann nicht jeder sein, daher erfreut es mich bei Mutter Cordes schon, daß sie zu jeder Kollekte ihr Scherflein beisteuert. Die Seelen sind gar nicht so taub, wie Sie meinen, mein Freund, die meisten sind nur stumm. Aber mir scheint, Sie haben keine Geduld. Freilich ist das etwas, das sich erst mit den Jahren lernt, und Sie haben die Dreißig noch nicht erreicht.“

„Es mag sein, daß Sie recht haben“, sagte der Vikar.

„Ich fühle ein Brennen und Drängen in mir, ich möchte wirken, eine Spur meines Dasein auf der Welt zurücklassen; möchte wie ein Sturmwind in diese dumpfe, von niedrigsten Trieben vergiftete Atmosphäre hinein-fahren.“

Er packte mit nervösem Griff den Rock über der Brust: „Können Sie es da nicht verstehen, daß ich nicht nachsichtig sein kann?“ Pastor Denneri lachte gutmütig: „Verstehen — Ja. Aber nicht gutheißen. Stürme reinigen nicht nur, sie zerstören auch.“

„Nah, aber nur das Morische.“

Mitter in diese erregte Stimmung hinein brachte ein Bote ein Briefchen Atlas, in dem sie den Herrn Vikar auf morgen abend zum Tee einlud. Da verschwand das asketische Leuchten aus Torades Augen. Er sah jung und erfreut aus. Als er später auf sein Zimmer ging, um an seiner Sonntagspredigt zu arbeiten, fühlte er sich von einer ganz wunderlichen Zerstreuung ergriffen, und wußte auch wohl warum.

Er freute sich darauf, Doralies wieder zu begegnen. Immer noch sah er sie, wie sie ins Zimmer getreten war, den Arm voller Blumen, die schmeichelnd ihren weißen, festen Hals streiften. Ihm hatte merkwürdigerweise das niederdeutsche Schönheitsideal immer mehr zugesagt, als das präraffaelitische, und Doralies entsprach jenem.

Diesmal empfing man ihn in Hohenwarden wie einen Bekannten; Asta mit Herzlichkeit, Karl-Otto mit humoristischen Fätschen um die Augen, deren Grund Torade nicht erkannte. Der Wunsch, daß er sich wohl-fühlen möge, war unverkennbar, aber der Ton war ein ganz anderer als neulich. Asta vermied jedes Gespräch über Bücher, jedes Gebiet, auf das ein junges unreifes Wesen ihr nicht hätte folgen können.

Fortsetzung folgt.

Im Schlafwagen.

Skizze von Wolfgang Kemter.

Gegen 23 Uhr hatte der Süd-Express die Landesgrenze erreicht. Nach der üblichen Zoll- und Paktkontrolle setzte er seine Fahrt nach dem sonnigen Süden fort.

Auch Fred Silberstein hatte mit seinem auf den Fabrikanten Alfons Richter lautenden Paß die Grenze anstandslos passiert. Glück mußte der Mensch haben. Im Lande der Reichsmark war ihm schon lange der Boden zu heiß; er hatte sich also entschlossen, eine kleine Reise nach jenen geeigneten Orten der Riviera zu machen, wo sich trotz aller Geld- und Wirtschaftskrisen reiche Leute aller Länder nach wie vor ein Stelldichein gaben. Und da hatte er in einem Hotelzimmer in Frankfurt eben diesen Paß nebst einigen anderen hübschen, wohl zu vertretenden Dingen „gefunden“.

Fred Silberstein hatte eine unheimliche Fertigkeit, mit Pässen umzugehen und sie dem jeweiligen Inhaber anzupassen. Also lag er, bald nachdem sich der Zug wieder in Bewegung gesetzt hatte, vergnügt in einer Kabine des Schlafwagens und fuhr als Fabrikant Richter mit den gespanntesten Erwartungen einem anderen Lande und neuen Abenteuern entgegen.

Immerhin aber hatte er vor dem Niederlegen noch kurze Gelegenheit gehabt, einer Nachbarkabine, die einem verliebten Hochzeitspaar gehörte, das noch an irgend einem Waggonsfenster engumschlungen in die laue Südländisch-nacht hinausgeschwärmte, einen Besuch abzustatten und dabei in einem Koffer, dessen Schloß Fred Silbersteins Können und Wissen keinen Widerstand entgegensetzten, einige prachtvolle Sachen zu entdecken, wie man sie eben nur einer sehr reichen Dame zur Hochzeit verehrt, und denen ein kleiner Besitzwechsel nicht schaden konnte.

Fred Silberstein mochte einige Stunden geschlafen haben, als ihn ein Geräusch an der Tür seiner Kabine aufweckte. Nur halb munter blickte er auf und sah plötzlich in dem Halbdunkel, daß sich die Tür, zu der nur der Schlafwagenschaffner den Schlüssel hatte, öffnete und eine Gestalt seine Kabine betrat, die er in seiner Schlaftrunkenheit für den leibhaftigen Satan hielt. Schwarz wie ein Kohlenbrenner vom Kopfe bis zum Fuße. Schwarz die Kleider, Haar und Bart, Gesicht und Hände. Und aus dem schwarzen Gesichte glühten zwei unheimliche Augen. In der Rechten hielt diese entsetzliche Gestalt einen Browning, dessen Lauf gerade auf Fred Silberstein gerichtet war. Lautlos schloß sich die Tür wieder hinter dem Eindringling, dann war er mit zwei Schritten beim Bette und flüsterte drohend: „Seien Sie still, sonst ist Ihr Leben keinen Pfennig mehr wert.“

Fred Silberstein lag mehr tot als lebendig in den Kissen. Das Entsetzen schüttelte ihn, und die wenigen Haare, über die er noch verfügte, standen zu Berge. Wehr- und willenlos lag er da und ließ alles mit sich geschehen.

Der schwarze Unhold aber riß seelenruhig das Oberleintuch in Stücke, drehte mit kundiger Hand Stride daraus, mit denen er Fred Silbersteins Hände und Füße fesselte. Zuletzt steckte er ihm noch einen Knebel in den Mund und meinte dann tröstend: „Am Morgen wird Sie der Schaffner schon wieder aus der etwas unbequemen Lage befreien. Bis dahin müssen Sie sich eben gedulden, denn Not kennt kein Gebot. Ich habe eine durchgreifende Umwandlung meiner Persönlichkeit nötig. Liege nämlich seit gestern morgen unter dem Wagen im Gestänge der Achsen versteckt, da ich dieses geeignete Land ohne Paß betreten mußte und überhaupt alle Ursache hatte, nicht gerade in offenen Waggons zu reisen. War eine Hundsfahrt, kann ich Ihnen sagen; hätte sie keine Stunde mehr ausgehalten, wäre dann im buchstäblichen Sinne rettungslos unter die Räder gekommen.“

Während er so plauderte, hatte er sich vollkommen ausgezogen, dann wusch er sich gründlich Ruß und Schmutz ab, alles beim matten Scheine des verdunkelten Kabinenlichtes, und legte sich nach getaner Arbeit Fred Silbersteins Wäsche und Kleider an. Es paßte alles tadellos. Nun noch der helle Überzieher und der weiche Hut, und der Kanakier war fertig. Seine abgelegten schwarzen Lumpen ballte er zu einem Klumpen zusammen und warf sie zum Fenster hinaus. Endlich belah er sich noch im Spiegel und rief befriedigt: „Vorwiegend, ein anderer Mensch.“

„Mein Herr“, wandte er sich mit einer spöttischen Verbeugung an den vor ohnmächtiger Wut fast bestenben Fred Silberstein, „hoffentlich wird Ihnen die Zeit bis 8 Uhr früh nicht zu lang, und nun leben Sie wohl! Sie haben einem armen Teufel einen unschätzbaren Dienst erwiesen.“

Sprach's, öffnete dann leise die Tür, horchte hinaus und war im nächsten Augenblick aus der Kabine verschwunden. Fred Silberstein stöhnte erbärmlich und riß an seinen Fesseln; als sie aber schmerzhaft in seine Glieder schnitten, da ließ er es und ergab sich in sein Schicksal. . . .

Wenig später ging in der Nachbarkabine ein Riesen-

pektakel los. Fred Silberstein hörte eine Dame schreien und eine tiefe Männerstimme nach dem Schaffner rufen. Kein Zweifel: das Hochzeitspärrchen hatte das Fehlen seines Schmudes entdeckt.

Wenn es der ekelhafte Knebel zugelassen hätte, würde Fred Silberstein höhnisch gelächelt haben; denn der Satan von heute Nacht hatte ihm wenigstens den Koffer gelassen, in dem nebst etwas Geld auch der schöne Schmud geborgen war. Freilich die Geldtasche im Rock mit dem Pak und dem Kofferschlüssel waren weg.

Inzwischen raste der Expres weiter durch den dämmern den Morgen, ohne noch einmal zu halten, seinem Ziele zu. Dem eilenden Zuge aber folgten geisterhafte, elektrische Wellen voraus, die von der im Expres befindlichen Funktion die Meldung vom dem großen Juwelenraub nach M. brachte, lange bevor der Zug dort eintraf.

Und als er dann in den Hauptbahnhof einfuhr, war der ganze Raum bereits abgesperrt. Ein höherer Polizeibeamter mit einer Anzahl von Polizisten und Detektiven erwartete die Reisenden, die alle ohne Ausnahme in einen ebenfalls abgesperrten Wartesaal geführt wurden, wo sich jeder einzelne im Beisein des bestohlenen Paares einer Untersuchung seines Gewädes unterziehen mußte.

Als der letzte Reisende den Zug verlassen hatte, fiel dem Schlafwagenschaffner auf, daß eine Kabine verschlossen blieb. Er klopfte mahnend an die Tür. Als sich innen aber nichts reute, klopfte er noch einmal und noch ein drittes Mal, dann öffnete er und hatte im nächsten Augenblick Fred Silberstein alias Fabrikant Richter in seiner elenden Lage erblickt. Ein rascher Griff entfernte den Knebel, einige weitere lösten die Fesseln, dann erzählte Silberstein, während er sich stöhnend seine Glieder rieb, dem Schaffner, was mit ihm geschehen sei.

Wann? — erklärte er auf die Frage des Schaffners — wußte er nicht genau; nur das eine, daß der Zug seitdem auf seiner Station mehr gehalten hatte.

„Bravo“, rief der Schaffner, „dann ist der saubere Vogel auch gefangen, denn alle Reisenden sind noch im Bahnhof. Kommen Sie schnell!“

„Ich habe weder Kleider noch Schuhe“, jammerte Fred Silberstein, „und der Schlüssel zum Koffer ist auch weg.“

Der Schaffner wußte Rat und brachte eiligst Pantoffeln und einen Mantel. In dieser etwas notdürftigen Bekleidung eilte Fred Silberstein mit dem Schaffner zum Bahnhofsgelände hinüber.

Raum hatte er den Wartesaal betreten, in dem die Durchsuchung der Passagiere des Expres immer noch im Gange war, ohne freilich bisher einen Erfolg gehabt zu haben, da schrie er in heller Aufregung, auf einen Herrn in hellem Übersieher weisend: „Dort ist der Gauner, der mich überfallen und mir die Kleider gestohlen hat!“

Der Schaffner verständigte den Polizeibeamten von dem nächtlichen Vorfall im Schlafwagen, worauf sich natürlich das Interesse der Polizei diesem hellgekleideten Frem-

den zuwandte. Dieser erklärte jedoch mit eisiger Miene, daß der Herr im Mantel wohl etwas lebhaft geträumt habe, er wisse von der ganzen Sache nichts.

„Was“, rief Fred Silberstein, schreiend vor Wut, „ich soll geträumt haben? Solch eine Niedertracht! Ich werde Ihnen gleich etwas sagen, Sie Halunkel! In der Brusttasche Ihres Rockes, der mir gehört, befindet sich meine Geldtasche, fünfhundert Reichsmark und fünfsechshundert französische Franken sind darinnen und mein Pak lautend auf Fabrikant Alfons Richter. In der rechten Westentasche ist überdies der Schlüssel zu diesem Koffer.“

Da gab es keinen Widerstand. Der Fremde mußte es sich gefallen lassen, daß ein Detektiv in seine Brusttasche griff und tatsächlich die Brieftasche zum Vorschein brachte. Ein Ruf des Staunens entrang sich dem Beamten, als er in der Tasche genau das fand, was Fred Silberstein angegeben hatte. Und aus der Westentasche holte er dann tatsächlich den Schlüssel, den er dem Polizeirat reichte.

Rasch war der Koffer geöffnet. Es stimmte alles. In seiner grenzenlosen Wut und Aufregung aber hatte Fred Silberstein die Folgen vergessen, die dieses Kofferöffnen für ihn haben mußte. Zu spät wurde er dessen gewahr, er erlebte und wollte rasch den Koffer wieder schließen, da rief der Herr, der diese Nacht bestohlen worden war, und der der ganzen Szene mit Spannung zugehört hatte: „Helene, da hört sich alles auf, da schau, hier ist dein Schmud!“

Fred Silberstein hatte im Schlafwagen in seiner Eile die Etuis nur schnell im Koffer bergen, sie aber nicht verpacken können. Nun lagen sie obenauf. — Die Polizeibeamten verstanden die ganze Sache. Im Augenblick war ihnen alles klar.

„Ganz famos!“ rief der Polizeirat, „ein hübsches Abenteuer. Zwei Gauner bestehlen sich gegenseitig! Meine Herrschaften“, wandte er sich an die übrigen Reisenden, „verzeihen Sie, daß ich Sie in Erfüllung meiner Pflicht aufhalten mußte. Ich danke Ihnen sehr!“

Die Fahrgäste des Expres, auch das unerwartet wieder zu seinem Schmud gelangte Hochzeitspaar, entfernten sich rasch. Silberstein und der Unbekannte jedoch wurden in sicheren Gewahrsam gebracht, nachdem Fred sich einen anderen Anzug aus dem Koffer angezogen hatte.

So endigte Fred Silbersteins Rinderafsahrt.

Durch die Fingerabdrücke der beiden betrogenen Betrüger wurden auch deren Persönlichkeiten bald unzweifelhaft festgestellt. Und es erwies sich, daß die Polizei einen Hauptfang gemacht hatte. Fred Silberstein war ein berüchtigter und oft abgestrafter Hotel- und Expreszugdieb. Der andere war ein von vielen Polizeistationen gesuchter Einbrecher. Er war erst vor einigen Tagen in Budapest aus dem Gefängnis ausgebrochen.

Und nun lagen beide aufs neue wieder hinter Kerkermauern und hatten viel Zeit, über die verunglückte Schlafwagenfahrt nachzudenken.

Die Welt der Frau

Moderne Gefahren für die Dame.

Von Medicus.

Folgen der Emanzipation. — Pathologische Schlankheit. — Die törichte Filmdiva — Der Körper, eine chemische Fabrik. — Von gestörtem Schlaf und gefärbten Locken.

Die junge Dame von heute ist frei, — und ist stolz darauf. Im Verlauf einer verhältnismäßig kurzen Zeit hat sie sich so weit emanzipiert, daß sie eine ganze Reihe von Dingen tun darf, die früher einmal ausschließliche Privilegien des Mannes waren. So sehr die Tatsache an sich zu begrüßen ist, so große Vorteile in hygienischer Hinsicht durch das moderne Kleid errungen worden sind. — Vorteile, die der in alten Traditionen versunkene Mann nur mit Neid erblickt, — so machen sich doch verschiedene Gefahren bemerkbar, die zu besorgen geben, und die erlangt sind, die erlangten Vorteile illusorisch zu machen. Vor allem läßt sich die Dame trotz sportlicher Betätigung, trotz Raum- und Kleidungshygiene nicht immer von gesundheitsförmlichen Prinzipien leiten. Und darum ist es immer noch eine so große Anzahl von Frauen, die vorzeitig altern, die sich mit vorzeitigen Runzeln herumquälen müssen, die das verätherliche Rot der Nase verbergen müssen. Es handelt sich nicht um Schönheitsfehler schlechtweg, sondern

auch hier ist das äußere Bild immer nur ein Konterfei der inneren Zustände, von inneren Krankheiten und einem allgemeinen Unwohlsein. Gewiß dürfen wir nicht in allen diesen Bestrebungen der jungen Dame, sich von den Fesseln der Vergangenheit zu befreien, „narrische Frauenmoden“ erblicken. Sie, die dem Sport ergeben ist, und zugleich der Schönheit huldigt, die sich eine ausgezeichnete Bekleidungs-methode geschaffen hat, wird wohl auch eines Tages einsehen, daß die Frage der Diät ebenso wichtig ist, wie alles andere.

Das ist der Mittelpunkt der Gefahren für die moderne Dame. Die Ernährungsweise. Man hat sich daran gewöhnt, es den Männern gleichzutun in vielen Dingen. Mit allzu großer Festigkeit wird die neu errungene Freiheit in vollen Zügen gelöst. Man schädigt sich durch Übermaß. Das Rauchen, in mäßigen Grenzen, ist für den weiblichen Organismus vielleicht nicht unbedingt schädlich, immerhin sollte die Frau vor ihrem einundzwanzigsten Lebensjahr nicht daran denken, sich an die Zigarette zu gewöhnen. Was das Trinken betrifft, befinden wir uns ja glücklicherweise in einem Lande, das herrliche Weine hervorbringt, die auch der Frau nicht schaden, wenn sie Maß und Ziel hält. Was soll man aber dazu sagen, wenn junge Amerikanerinnen, Damen aller Gesellschaftsklassen, die gefüllte „flask“ stets bei sich tragen. Mit welchem Fufel diese „flask“ oft gefüllt ist, geht aus den Folgen hervor, die sich nach einem, wenn auch nur kurzem regelmäßigen Genuß desselben einzustellen pflegen. Die Haut

wird ganz besonders angegriffen, ernstbaste Hauterkrankungen, Ekzeme, sind an der Tagesordnung. Oft bleiben unvergängliche Narben zurück, die der Haut ein trodenes, verschrumpftes Aussehen geben. Wird der Genuß alkoholischer Getränke fortgesetzt, so treten innere Erkrankungen dazu, Nerven und evtl. Entzündungen der Nieren. Außerdem schwellen die Augenlider an, während sich Nase und Wangen verärgert rötten. Im ganzen bieten solche Patienten ein Bild des Sammers.

Ein sehr verbreitetes Übel ist die Sucht vieler Damen von heute, schlant zu werden oder zu bleiben, koste es was es wolle. In Deutschland sollten sich die der deutschen Rasse angehörenden Damen doch sagen, daß sie damit auf verkehrten Wegen gehen, denn die Deutschen sind nicht auf allzu große Schlankheit eingestellt, wie dies bei den Engländern der Fall sein mag. Für uns ist der Wunsch, recht dünn zu sein, meistens ein pathologischer Fall. Es ist gefährlich, dem Körper gute, normale, lebenswichtige Gewebe zu entziehen nur um einer Modelaune zu fröhnen. Sehr oft soll die Schlankheit durch eine entsprechende Diät erreicht werden. Nun ist aber eine Diät ohne ärztliche Beobachtung, vor allem ohne eingehende Kenntnisse von der Beschaffenheit des Körpers sehr gefährlich, denn gewisse Nahrungsmittel sind für das Wohlbefinden des Körpers unbedingt erforderlich. Der menschliche Körper und gerade derjenige der Frau ist die wunderbarste und komplizierteste chemische Fabrik der Welt, ausgenommen das Blatt der Pflanze, das noch viel erstaunlichere Arbeit leistet. Man soll sich davor hüten, diesen wunderbaren Körper als eine Experimentier-Retorte zu verwenden und damit zu spielen.

Ein auffallendes, aber sehr reiches Beispiel für die Sucht, schlant zu werden, ist das einer amerikanischen Filmschauspielerin, die durch eine solche Diät zunächst einmal ihre Kernen vollständig ruinierte, dann aber auch ihre ganze Karriere vernichtete, nur weil sie auf die Bemerkung eines Regisseurs hin, daß sie zu schwer würde, während eines Zeitraumes von beinahe einem Jahr nur von Tomaten, Spinat, etwas Brot und Orangenlimonade lebte.

Es gibt andere Diätfanatiker, die glauben, auf das Trinken verzichten zu müssen. Der menschliche Körper besteht zu 60 Prozent aus Wasser und jede Störung dieser Zusammenstellung, muß schwerwiegende Folgen haben. Es ist jedenfalls ein großer Irrtum zu glauben, daß Wasser irgendwie zur Körperfülle beitrage, oder daß das Entziehen von Wasser aus der täglichen Nahrungsmenge schlant machen könne.

Eine junge Dame mit normalem Gewicht wird heute sehr oft als „plump“ betrachtet, und um dem leisen Spott ihrer Freundinnen zu entgehen, nimmt sie ihre Zuflucht zu einer Diät, die ihren Körper ruiniert. Es ist auch von Übel, sportliche Übungen, die man etwa im Interesse der Schlankheit übertreibt, zu Silke zu nehmen, oder gar Giftstoffe einzunehmen, welche die Fettlager durch Oxidation zerstören sollen. Es muß daran erinnert werden, daß dadurch auch der Fettgehalt der inneren Organe, der notwendig ist, zerstört wird.

Alle möglichen und unmöglichen Mittel und Wege werden erproben, um das Ideal, die Schlankheit, die gute Linie zu erreichen. Manche junge Damen verkürzen ihren Schlaf absichtlich. Es mag in allen diesen Fällen vielleicht gelingen, das Gewicht zu verringern, aber dies geschieht immer auf Kosten der Funktionen der inneren Organe, und außerdem auch auf Kosten des Aussehens, das doch eigentlich ebenfalls gehoben werden soll. Die Haut ist es, die bei der Frau ganz besonders auf innere Veränderungen reagiert. Sie wird trocken und verliert die Fähigkeit ihre verschiedenen Funktionen ordentlich zu erfüllen. Es entstehen die bereits erwähnten Hautkrankheiten, wogu mitunter noch Furunkulose tritt, eine Krankheit, die im allgemeinen bei Frauen eine Seltenheit ist. Ebenso schädlich ist die Unsitte des Färbens der Haare mit gesundheitsgefährlichen Gifstoffen. Durch die giftigen Substanzen wird die Kopfhaut irritiert, es bilden sich Bläschen, und die Entzündung erstreckt sich schließlich bis über den Nacken und Rücken.

Um gute Gesundheit zu erhalten, sind ein Teil Protein, drei Teile Fett und sechs Teile Kohlehydrate notwendig. Übungen im Schwimmen oder einem anderen guten Sport, der nicht übertrieben werden darf, sorgen dafür, daß der Körper sein normales Gewicht und seine normale Gestalt erhält und behält.

Höflichkeit in der Ehe.

Von Ekkfriede Jessen.

Frau Ella hat große Wäsche gehabt. Sie ist sehr müde. Trotzdem muß erst noch Geschirr gespült und getrocknet werden. Die guten Stücke sollen im Büfett des Wohnzimmers

stehen. Also trägt sie Frau Ella hin. Sie hat beide Hände voll. Mit dem Ellbogen klinkt sie den Türgriff nieder, mit dem Fuß schiebt sie die Tür auf. Aber auf ihrem hübschen Gesicht ist eine bitterböse Falte erschienen; denn seelenruhig, ohne auch nur den Arm auszustrecken, steht ihr Mann auf dem Korridor und schaut ihr gedankenlos zu. Seltsam? I wo, denkt Frau Ella bitter, fällt ihm ja gar nicht ein. Früher, ja, wenn ich da aus der Tür wollte mit einem vollen Tablett — „Na Schatz, woll'n wir mal so gut sein und dich raus lassen; mußt aber erst Böttergeld zahlen!“ Und dann kriegt ich einen Kuß und unter Lachen und Scherzen konnte ich passieren. Heute? Auf den Kuß könnte man ja verzichten, aber besser könnte er einem doch ein wenig. So denkt Frau Ella.

Merkwürdig, was sie heute nur hat? Macht das, weil sie so müde ist von der Wäsche oder kommt ihr die Unhöflichkeit ihres Mannes heute ganz besonders zu Bewußtsein? Ihre Gedanken bauen weiter. Richtig: gestern Abend, als man eingeladen war, da hat Max auch seelenruhig zugehört, wie sie den Mantel selbst anzog. Er hätte ihr doch wenigstens vor den Leuten hineinbellen sollen. Was das für einen Eindruck macht. Und wie ihr neulich das Häfelgarn vor die Füße fiel — er hob es nicht auf.

Immer mehr kamen ihr die Vorfälle ihres Mannes zu Bewußtsein. Sie hatten sich so nach und nach, ohne daß man es eigentlich recht gemerkt hatte, in ihre Ehe eingeschlichen. Früher hätte er doch nie geduldet, daß sie etwas aufhob, was er erreichen konnte, nie versäumt, ihr beim Anziehen behilflich zu sein, hatte überall die Augen, um ihr etwas aus dem Weg zu räumen oder abzunehmen. Wenn er heimkam, grüßte er höflich, indem er den Hut zog und sofort ein deutliches Guten Abend oder Guten Tag wünschte. Jetzt? Er murmelte etwas zwischen den Zähnen, wenn er kam. Er war nicht unfreundlich; aber sein Gang ins Wohnzimmer zu Zeitung und bequemem Stuhl war das Erste, auch wenn er sah, daß sie seine Hilfe brauchen konnte.

Wie nun Frau Ella fassungslos in den Erinnerungen wühlte, brach auf einmal so viel Pein der letzten Jahre über sie herein, daß sie zu weinen begann. Nein, das sollte jetzt ein Ende haben. Sie sagte sich denn ein Herz, als ihr Max sich abends an den Tisch setzte und flüchtig ihre roten Augen ansah. „Was hast du denn, Ella?“ Und Ella hatte sehr viel. Ella packte aus. Erst sagbhaft und zögernd, mit einem kleinen verzweifenden Stottern und Stoden in der Stimme, dann aber mutiger und zuletzt gar mit dem Recht der gekränkten Ehegattin, die doch eigentlich sogar Lob verdiente, daß sie so lange still und geduldig seine Unhöflichkeiten ertragen hatte.

Max hörte sich die grobe aufgeregte Rede seiner Frau ganz geduldig an. Als sie dann schwieg, streifte er ganz gelassen seine Zigarre ab, sah seine Frau ruhig an und meinte: „Liebes Kind, alles, was du mir da eben gesagt hast, ist vollkommen richtig. Alle Fehler, die ich aus Unhöflichkeit begangen habe, stimmen. (Ella traute ihren Ohren nicht und wollte etwas dazwischen werfen.) Bitte, laß mich auch ausreden, so wie ich dich ausreden ließ. Wenn ich nicht antasse, wenn du etwas rülst, hebst oder trägst, so geschieht das, weil es mir keinen Spaß mehr macht. Denn niemals hattest du ein Dankeschön für mich. Öffnete ich dir die Tür, so gingst du hindurch, als hätte sie dir dein Portier geöffnet, und dem wirst du aus Höflichkeit wenigstens zuzucken — mir nicht. Kam ich nach Hause, wurde mein höflicher Gruß meistens von dir übersehen. Daß ich dir in den Mantel, — du verriest mit keiner Miene, daß ich dir einen Dienst erwies. Du beschuldigst dich über so vieles. Du lobst die Männer deiner Freundinnen. Du wirst aber auch gesehen haben, daß die Frauen dieser Männer ein Lächeln, ein dankbares Hochblicken, ein kleines gutes Wort übrig haben für die Aufmerksamkeiten, die man ihnen erweist. Ich wollte nichts sagen; aber neugierig war ich doch, Ella, ob du von selbst darauf kommen würdest. Oder meinst du, es macht mir Freude, höflich zu sein, wenn du kaum Notiz von meinen Höflichkeiten nimmst?“

Max sagte nichts mehr. Es war so still im Zimmer, daß man die Abendstimmungen zu hören meinte. Ella sah starr und still. Ihre Hände waren zusammengeklappt, und ihr blondes Köpfchen senkte sich so merkwürdig tief nach unten. Etwas Nasses tropfte aus den Augen, daß Max ganz erschrocken aufsprang und seine kleine Frau, ohne ein Wort zu sagen, in die Fensternische zog. Hier half er dann erst einmal ihr Taschentuch suchen, das sie mit einem schluchzenden Danke in Empfang nahm. Die Abrechnung, die sie miteinander auszumachen hatten dauerte ziemlich lange. Laut wurde sie auch nicht geführt. Aber erst spät, als der Mond schon ins Zimmer schien, wurde die Fensternische leer. Ein Mann öffnete einer blonden Frau die Tür, denn sie trug Nähsch, Buch und Zeitungen in den Händen, und die Frau nickte lächelnd: „Danke schön mein Schatz“